

Vorwort

Zu Beginn des Jahres 2022 sorgte die Schauspielerin Whoopi Goldberg für Aufregung in den internationalen Medien. Während zweier Talkshows erklärte sie: »Beim Holocaust geht es nicht um Rasse«. Er sei Ausdruck von »Bösem« gewesen. Aber weil er nicht auf »Haut[farbe]« beruht habe, könne »man das nicht Rassismus nennen« (zit. n. Hund 2022a).

Diese Ausführungen können als populäre Version einer fatalen Tendenz in der Rassismusforschung gelesen werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde gegen viele Widerstände versucht, den Begriff Rasse zu dekonstruieren, seine naturwissenschaftliche Haltlosigkeit zu zeigen und seine ideologische Funktion herauszuarbeiten. Mittlerweile mehren sich hingegen auch in der deutschen Diskussion Stimmen, die eine »rassische Wende« fordern (Kelly 2021). Dabei rücken sie einen identitätspolitisch aufgeladenen Rassebegriff ins Zentrum ihrer Argumentation, reduzieren die vielfältigen historischen Rassismen auf einen Schwarz-Weiß-Gegensatz und unterstützen eine »Renaissance der Hautfarbe« (Mangold 2022).

Statt der Verpflichtung ihres bedeutungsgebenden Beiwortes nachzukommen, verheddern sich große Teile der ›kritischen Weißseinsforschung‹ in der »Rassenfalle« (Hund 2016b). Sie essentialisieren den Rassenbegriff und entgrenzen ihn historisch. Es ist erstaunlich, dass solche Positionen nicht selbst über ihre mangelnde Logik stolpern. Jedenfalls können sie behaupten: »Rassismus wuchs zu einer jahrtausendealten Macht- und Herrschaftsstruktur heran« – und gleichzeitig »Rassismus auf die knappe Formel ›white supremacy‹« bringen (Arndt 2021: 21 f.).

Dagegen werden verstärkt Stimmen laut, die fordern, Rassismus als »multiracism« zu untersuchen, nicht auf ›Weißsein‹ oder den ›Westen‹ zu beschränken und seine Formen in an-

deren Teilen der Welt (wie China, Indien, Indonesien, Iran, Japan, Kambodscha, Marokko, Pakistan, Ruanda, Russland, Türkei und anderenorts) einzubeziehen (Bonnett 2022). Aber auch diese Positionen binden den Begriff Rassismus in der Regel an die Kategorie Rasse und schränken ihn auf den Bereich des Ideologischen ein.

Doch im Kern ist Rassismus, bei aller Verschiedenheit seiner historischen und kulturellen Erscheinungsformen, ein soziales Verhältnis, und seine Ausdrucksweisen sind Resultate rassistischer Vergesellschaftung. Deren zentrale Funktion besteht darin, sozialen Gruppen mit unterschiedlichen oder gegensätzlichen Interessen zu erlauben, sich als Gemeinschaft zu begreifen, indem sie sich andere als Bedrohung oder als Unterlegene gegenüberstellen. Diese müssen weder fremd sein noch sich außerhalb der Gesellschaft befinden. Sie müssen auch keiner anderen ›Rasse‹ angehören. Ihre Markierung als Außenstehende und Nichtzugehörige kann sich unterschiedlicher Argumente bedienen.

Die gehören zum zentralen Instrumentarium rechter Politik. Am Beispiel des Rassisten, der direkt nach dem ersten schwarzen Präsidenten ins ›Weiße Haus‹ in Washington einzog, lässt sich das geradezu exemplarisch ablesen. Er diskriminierte Schwarze und Mexikaner, attackierte Muslime und Asiaten, verunglimpfte Menschen mit Behinderung – und mobilisierte mit seinem Slogan ›Make America great again‹ ein breites Spektrum von Wählern, das bis zu ultrarechten Propagandisten weißer Vorherrschaft reicht (Winter 2017). Solche Tendenzen nehmen weltweit zu. Das gilt nicht zuletzt auch für Europa (Fekete 2018) und Deutschland bis hin zu neofaschistischen Mordaktionen (Karakayalı u. a. 2017).

Rassistische Argumente werden indessen keineswegs nur von rechts bedient. Die Aussage eines stellvertretenden Betriebsratsvorsitzenden der IG Metall in Sachsen ist dabei zweifellos ein Extrem. Aber das beleuchtet die rassistische Logik um so greller. Zum Thema »Flüchtlinge« erklärte er unumwunden: »die müssen raus« – und fügte hinzu: »Ich hätte kein Problem damit,

jetzt mal Buchenwald wieder aufzumachen, einen Stacheldraht ringsrum, die dort rein, wir dort draußen« (Platzdasch 2017).

Auf ein klassenübergreifendes ›Wir‹ abzielende Abgrenzungen gab es in der Geschichte der Arbeiterbewegung des Öfteren. Im ausgehenden 19. Jahrhundert etwa war der Mitbegründer der ›Australian Labour Federation‹ und erste Herausgeber ihrer Zeitung ›The Worker‹, William Lane, ein lautstarker Propagandist der Politik für ein ›weißes Australien‹. Gegen die angeblich drohende Überfremdung durch farbige Rassen erklärte er: »Wir Weißen halten zusammen, Ladenbesitzer und Händler, Handwerker, Arbeiter und Farmer«; »Wir müssen weiß bleiben – darin können, so sehr sie sich auch über andere Dinge streiten, Gewerbetreibende, Fabrikanten, Farmer und Lohnarbeiter übereinstimmen« (zit. in Hund 2010, 77).

Eine Engführung der Rassismuskussion ist daher nicht hilfreich. Zur Entwicklung rassistischer Denkmuster haben historisch einige der klügsten Köpfe der Epoche beigetragen, während andere ihrer Kritik nicht genügend Aufmerksamkeit schenkten (Hund 2020). Aus diesem Grund werden im Folgenden zwei Theoretiker, die zu den namhaftesten Verteidigern und Kritikern der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland gehörten, Immanuel Kant und Karl Marx, immer wieder zu Wort kommen.

Geschichtlich greift die Darstellung allerdings weit hinter deren Wirken zurück. Sie zeigt, welche Muster rassistischer Diskriminierung im Verlauf der Geschichte der Klassengesellschaften entworfen wurden, und verdeutlicht, welche Rassismen sich in Deutschland wann und wie entwickelt und geäußert haben. Wie alle sozialen Erscheinungen, so lässt sich auch Rassismus nur in historischer Perspektive verstehen. Das gilt für Realgeschichte wie für Ideengeschichte, die deswegen hier zusammen verfolgt werden. Im Fokus steht dabei die kritische Analyse der verschiedenen Formen von Rassismus und seiner Legitimationen – einschließlich des unterschiedlichen Umgangs mit der Thematik in der Rassismustheorie.